



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Willibald Beyschlags Lebenserinnerungen : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mann wird es gerechtfertigt finden, daß für eine öfter herausgegebne Zeitung eine höhere Gebühr zu entrichten ist, als für eine seltner erscheinende. Die weitre Entwicklung der periodischen Presse wird dadurch nicht gehemmt werden, da sich bei einer Vermehrung der Ausgaben einer Zeitung die durch Erhöhung der Postgebühr entstehende Preissteigerung stets in mäßigen Grenzen halten und gegenüber der Vergrößerung des Wertes der Zeitung für den Besteller kaum in Betracht kommen wird.

Von einem bestimmten Vorschlage sehen wir ab, da ein solcher, wenn er sich nicht auf umfangreiche statistische Ermittlungen stützt, keinen Wert haben kann. Jedenfalls wird sich ein zweckmäßig gestalteter Zeitungstarif aus zweierlei zusammensetzen müssen, aus der festen Debitstaxe und einer nach der Häufigkeit des Erscheinens der Zeitungen abzustufenden Beförderungstaxe. Ein solcher Tarif, der dem Geldwert der Leistungen der Post möglichst genau angepaßt wäre, würde den Interessen der drei am Zeitungswesen beteiligten Parteien: des Verlegers, der Post und des Zeitungslesers in jeder Beziehung entsprechen und dazu beitragen, daß sich die deutsche Presse in Zukunft in gesunder Weise weiter entwickelt.

f. 5.



Willibald Beyschlags Lebenserinnerungen

(Schluß)



ie Teilnahme an Kinkels „Mailäferbund“ tritt als eine völlig selbständige und, wenn man will, absonderliche Episode aus dem herkömmlichen Rahmen einer Theologenlaufbahn heraus; gleichwohl bildet sie in Beyschlags Erinnerungen einen leuchtenden und besonders anziehenden Teil. Dem Zauber der talentvollen und hochsinnigen Frau, die Gottfried Kinkel bald darauf heimführte, entzog sich der warmherzige und poetische Student nicht. „Ihr Wesen war einnehmend, von anmutiger Freiheit und Sicherheit, ohne unweibliche Zuthat und in einer Weise geistig ausgiebig, daß man darüber den Mangel an Jugend und Schönheit vergaß.“ Das tief und echt musikalische Naturell und die ebenso begeisterte als ernste Anschauung ihrer Kunst, die Frau Johanna eigen war, wirkten stark auf Beyschlags offene Empfänglichkeit, im ganzen hatte er das Gefühl, daß Johanna ihren geistvollen Verlobten durch eine gewisse Genialität überrage, „es war kein Zweifel, diese reiche, weibliche Künstlernatur war seine

Muse geworden, in der Berührung mit ihr und im Kampfe um ihren Besitz hatte sich seine poetische Begabung zu ihrer möglichen Blüte entfaltet.“ Die Feste der Maikäsergesellschaft, mit den bescheidensten äußern Mitteln geschaffen, aber von einem Schimmer des edelsten geistigen Genusses verklärt, die Rheinfahrten, die der kleine Kreis unternahm, erstehen in Beyschlags Schilderungen in farbigem Glanze. Da „wurde rheinabwärts auf der rechten Stromseite nach Bergheim spaziert, wo eine von frischem Waldgrün überwölbte heimliche Rheinbucht begann, und im Rahn langsam das krystallne Gewässer, auf dem die Seerosen schwammen, hinabgefahren in tiefer, tiefer Stille, die nur das Plätschern der Ruder und der Gesang der Nachtigallen unterbrach. Zuletzt aber, dem Inselchen Pfaffenmütz gegenüber, gings hinaus in den offenen Rhein mit seiner mächtigen, strömenden Flut. Nun landeten wir an irgend einem hübschen Waldplätzchen, entfernt von jedem Menschenlaut, setzten uns auf den grünen Rasen und füllten die Becher, indes Johanna uns ein helltönendes Lied sang oder aus dem Stegreif ein Märchen erzählte.“ Ein Lied Beyschlags „Du Tiefe, du zaubrische Tiefe, was lockst du den irrenden Sinn“ in seinem gleichfalls erst am Lebensabend gesammelten „Blütenstrauß“ verkörpert die Erinnerung an solche Stunden poetisch. Begreiflich genug, daß dem Studenten das Scheiden aus diesem Stück lebendiger Poesie schwer wurde, als es galt, die Bonner Universität mit der Berliner zu vertauschen.

Hier wehte schärfere Luft, und der Ernst der Zeitverhältnisse, des ganzen Daseins, auch des eignen künftigen Berufs drang entschieden auf Beyschlag ein. Der Gefahr, „von ernstern Lebenszielen abzukommen und am Ende gar die theologische Bestimmung mit dem Traum einer Dichterlaufbahn zu vertauschen,“ hatte sich der Student schon in Bonn und mitten im Maientraum der Maikäsersymposien enthoben gefühlt; da ihm „die Frage nach dem Wahren und Guten unverrückbar wichtiger war, als die nach dem Schönen,“ und er auf sie nur von der Theologie befriedigende Antwort hoffte, so war schon jetzt die Wahl zwischen Theologie und Philologie getroffen. Den Kampf der Zeit, den grimmen Zwiespalt zwischen Philosophie und christlicher Gläubigkeit hatte der ernste und strebende junge Theolog natürlich auch in sich durchzukämpfen, in Berlin fehlte es ihm nicht an Anregungen und Verbindungen, die ihm persönlich die volle Gewalt des großen Gegensatzes fühlbar machten. Schon die erste entfernte Bekanntschaft mit Strauß und der Tübinger Evangelienkritik hatte ihm gezeigt, „auf wie schwachen Füßen, wissenschaftlich genommen, die anerzogene christliche Weltanschauung stand,“ seine Freunde Jakob Burckhardt und Torstrick teilten die Meinung von der unaufhaltamen Selbstauflösung des Christentums, auch der interessante und früh verstorbne Ernst Ackermann bedrängte ihn mit pantheistischer Weltanschauung, sodasß sich Beyschlags „christliche Überzeugung im stärksten Wellenschlag befand,“ von Bonn her schrieb Kinkel Briefe, die eine Abkehr vom

Christentum erkennen ließen, an denen aber der jüngere Freund und dessen vertrautester Genosse Albrecht Wolters „den tiefen heiligen Ernst des Zweiflers vermißten. Während wir jungen Leute in Berlin mit aller Kraft unsrer Seele den Kampf der Zeit zwischen Philosophie und Christenglauben durchkämpften, war Kinkel ohne ernste Kämpfe und neue Studien, lediglich auf dem Wege der Stimmung und Verstimmung aus seiner frühern warmen Herzensgläubigkeit zu einem armseligen Deismus herabgeglitten.“ In den Briefen, die hierüber gewechselt wurden, und in denen der Schüler scharfe Kritik an dem befreundeten frühern Meister übte, wurde sich Beyschlag wohl zuerst dessen bewußt, was mitten im Ansturm der Skepsis und der Kritik in ihm feststand. Auf die Anschuldigung, daß „sein Christentum nicht so wohl auf einem tiefen Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit, als auf historischen Urteilen, ästhetischem Wohlgefallen und sittlicher Anhänglichkeit beruhe,“ mußte er sich später, in dem letzten Studienjahre, das wieder zu Bonn verbracht wurde, eingestehen, daß er keine Höllensfahrt der Selbsterkenntnis kannte, durch die er zur Himmelfahrt der Heilserfahrung hätte gelangen können, konnte sich aber der Gewißheit trösten, daß er ein Christ von Kind auf war, es nur immer mehr zu werden, nicht aber aus einem außerchristlichen Zustand in einen christlichen überzugehen hatte. „Ich konnte niemals, wie so viele Protestanten, den Schwerpunkt des subjektiven Christentums einseitig in die Aufhebung des Schuldgefühls, in die Sündenvergebung legen, als ob Christus uns nur von dem Schatten der Sünde, vom Schuldbewußtsein hätte erlösen wollen, und nicht vor allem von der Sünde selbst, als ob nicht die Heiligung, die sittliche Vollendung der letzte und eigentliche Wille Gottes an uns wäre.“

Wohl mag der Verfasser hier manches vorwegnehmen, was erst ein langes, ernstes und thätiges Leben, die Erfahrung und ein immer umfassenderes Studium in ihm unererschütterlich befestigt hat, aber die Grundstimmung der zweiten Bonner Studienzeit, in der er sich befähigt und berufen fühlte, nunmehr im ausschließlichen Sinne als früher der Schüler von Karl Immanuel Nitsch zu werden, ist treu und lebendig wiedergegeben. Der junge Theolog konnte es als Glück preisen, daß er so früh und mitten in den wildesten Wirren und Gährungen der Zeit einen festen und unverlierbaren Grund gewann, er konnte nicht erwarten, daß ihm alle Jugendfreunde auf seinem Wege folgten und hatte zunächst den Schmerz, Kinkel immer weiter nach links gehen zu sehen. An den Stiftungsfesten des Malakäerbundes in den Jahren 1844 und 1845 hatte Beyschlag noch Anteil genommen, umsomehr, als Kinkel mit dem Übertritt von der theologischen zur philosophischen Fakultät und mit der Ernennung zum außerordentlichen Professor der Kunstgeschichte „die alte Frische und Freundlichkeit“ zurückgewonnen zu haben schien. Bei dem Stiftungsfest von 1844 erhielt Beyschlag für sein Märchen „Frühroschen“ den zweiten Preis, der erste war Kinkel für die Anfänge der erst Jahrzehnte später vollendeten

Dichtung „Der Grobschmied von Antwerpen“ zu teil geworden. Aber von 1845 an war keine Täuschung mehr über Kinkels Radikalismus möglich, und da sich Beyschlag gleichzeitig stärker nach der konservativen Seite getrieben fühlte, so hätte es vielleicht nicht einmal der Stürme des Jahres 1848 und der revolutionären Thaten Kinkels bedurft, um die alten Freunde aus einander zu führen. Resignirt sagt Beyschlag auf dem letzten Blatte, auf dem er Kinkels gedenkt: „Ob ein menschliches, preußisches Recht bestand, einen durch keinen Fahneide gebundenen Mann, der unter der Flagge der Reichsverfassung gegen Regierungstruppen gekämpft hatte, wie einen Banditen zu erschießen, ist mir zweifelhaft geblieben, und die sogenannte Begnadigung zu lebenslänglichem Spulen im Zuchthaus, die für einen Mann von Kinkels Begabung und Bildung schlimmer war als eine tödtliche Kugel, hat mir weder christlich, noch königlich-edel erscheinen wollen. So habe ich dem unglücklichen Manne die von Karl Schurz bewerkstelligte Befreiung gegönnt und seine weitem Lebenswege von ferne mit wehmütiger Teilnahme begleitet. Den Frieden mit seinem Gott und mit seinem Vaterlande hat er auf ihnen nicht gefunden.“

Nach vierjährigem Studium, erst einundzwanzig Jahre alt, kehrte Beyschlag im Herbst 1844 nach Frankfurt a. M. zurück. Er hatte das Gefühl, zu früh zur Universität gekommen zu sein und wurde von dem Zweifel an seiner unzulänglichen Kraft mehr als nötig überwältigt. Freilich waren die Kandidatenverhältnisse, in die er nun eintrat, so unerquicklich und aussichtslos als möglich. „Die evangelisch-lutherische Staatskirche, der ich angehörte, verfügte in Stadt- und Landgebiet über achtzehn bis neunzehn Pfarrstellen, und nun war ich in der Kandidatenliste gerade der achtzehnte; es mußten also eigentlich erst alle im Amte stehenden Geistlichen sterben, ehe ich an die Reihe kam. Wer vorm vierzigsten Jahr ins Pfarramt kam, konnte für ein Glückskind gelten; wie mancher war dann abgemattet, in der langen Wartezeit verkümmert! Dazu kam, daß bei den Pfarrwahlen wohl mehr noch als bei andern Ämterbesetzungen Protektion und Stimmenbewerb entschieden; man sagte, der Erfolg habe vor allem zwei Hauptbedingungen — man müsse Freimaurer sein und eine Frankfurterin zur Braut haben, zwei Bedingungen, denen ich mich nicht zu unterwerfen gedachte.“ Der tapfere Sinn des Verfassers tritt bei diesen wie bei andern Stellen der Selbstbiographie immer entscheidender hervor. Die Arbeit, die Beyschlag für die Wartejahre suchte und fand, Privatstunden und Unterricht an Schulen, konnte ihn geistig nicht ausfüllen, auch daß er sich in diesen Frankfurter Jahren vielfach und glücklich als Prediger versuchte, zog ihn nicht von den Studien und der bewußten wissenschaftlichen Vertiefung ab. Sein wissenschaftlicher Standpunkt dabei war ein konservativer, apologetischer gegenüber dem Kritizismus der Tübinger Schule. Aber an der historisch-kritischen Methode suchte er festzuhalten. „Die Inspiration des Schriftworts,

die ich an jedem Predigttext erfuhr, jene heilige Klassizität des Schriftworts, die es über jede frömmste und geistvollste nachfolgende Aussprache des christlichen Geistes emporhebt, schloß mir formale Mängel und Unvollkommenheiten der Überlieferung, schloß mir überhaupt die echt menschliche Entstehung des biblischen Schriftworts nicht aus.“ Hier sind schon die Anfänge der evangelischen Mittelpartei, zu deren Führer und geistigem Haupt Beyschlag später empornwuchs, vorgezeichnet, der ernste junge Kandidat bekannte sich zu den Anschauungen seines Lehrers Nitzsch, die dieser eben damals auf der Berliner preussischen Generalsynode vertreten hatte. „Ein neues Ordinationsformular (nicht ein neues Glaubensbekenntnis, wie Treitschke im fünften Bande seiner deutschen Geschichte sagt) hatte Nitzsch vorgeschlagen und die Synode beschlossen. Und das war nicht nur kein gewagtes und unzeitgemäßes Unternehmen, sondern das einfachste und dringendste Erfordernis kirchlicher Wahrhaftigkeit, an dessen damaliger Nichteingührung wir bis heute leiden“ — so ruft er in der Erinnerung an einen nicht benutzten großen Augenblick in der Geschichte des deutschen Protestantismus. Er erfuhr und erkannte, „daß die geistige und sittliche Schwäche der konservativen Partei, zumal der kirchlichen, in der That ebenso groß wie die Leichtfertigkeit und der Übermut der radikalen und ein nicht minder bedenkliches Zeichen der Zeit war. Mit wenigen Ausnahmen begriffen die Gläubigen weder die tiefe Reformbedürftigkeit unsrer kirchlichen Überlieferung, noch hatten sie den Mut, auch nur ihren Standpunkt mannhaft zu vertreten.“

Was dem Laien, dem Nichttheologen aus allen diesen Bekenntnissen und Andeutungen entgegenspringt, ist der Eindruck, wie schwer es schon in diesen vierziger Jahren gerade dem überzeugten, aber gegen die Forderungen und Formen der neuern Bildung nicht feindselig gestimmten Theologen gemacht wurde, einen Weg der ehrlichen Überzeugung, des unzweideutigen Bekenntnisses, der geistlichen Einwirkung zwischen der von der Staatsgewalt begünstigten starren Orthodoxie und der flachen Lichtfreundlichkeit und kirchlichen Gleichgültigkeit der Massen zu finden. In den Theologen und Predigern von dem Geiste Beyschlags lebte die Ahnung, daß die evangelische Kirche vor geradezu ungeheuren Aufgaben gestellt sei, von denen ein sehr großer Teil ihrer Vertreter nichts ahnte. Die wirklichen Errungenschaften der neuern Theologie der Gemeinde zugänglich zu machen, die kirchliche Bildung der bevorzugten Stände auf die Höhe ihrer weltlichen Bildung zu bringen, dazu die Wahrung des deutschen Protestantismus gegen die römische und romanisierende Propaganda, die in jenen Jahrzehnten ihre ersten großen Siege auf deutschem Boden errang, alles waren Pflichten und Ziele der Kirche selbst und konnten doch den bescheidensten ihrer Prediger und Lehrer nicht erspart bleiben. In Beyschlags Erinnerungen spiegelt sich daher neben dem persönlichen ein gewaltiges Stück allgemeines Leben.

Den Umsturz des Jahres 1848 erlebte der Verfasser noch als Frankfurter Kandidat, und da durch die deutsche Nationalversammlung Beyßchlags Vaterstadt damals ein Mittelpunkt der Vorgänge wurde, fühlte sich der junge Mann von der Sturmflut der Zeit unmittelbar umbraust. Seine politische Überzeugung war mit der kirchlichen zugleich gegeben, er glaubte an Preußens Beruf zur Einigung Deutschlands, hatte schon im April 1848 den Mut, in Gemeinschaft mit seinem Bruder Franz, der neben Wolters mehr und mehr sein Herzensvertrauter und Geistesgenosse geworden war, eine kleine Schrift drucken zu lassen, die diese Überzeugung aussprach. „Die bescheidne Wirkung war natürlich eine sehr verschiedene. Einige drückten mir im Stillen die Hand, hielten es aber für klüger zu schweigen. Von anderer Seite verlautete »allgemeine Entrüstung« und der gute Rat, baldmöglichst die Stadt zu verlassen, in der ich mir alle Zukunft abgeschnitten hätte. Es war auch die Rede davon, mir die Fenster einzuwerfen, was eine damals beliebte Form der Kritik war, aber bei meinen Mansardenfenstern im dritten Stock und in schmaler Gasse schwer auszuführen gewesen wäre. Es ist mir kein Leid geschehen, aber natürlich verhallte unsre schwache Stimme im Sturm.“

Nicht vor der demokratisch-antipreußischen Entrüstung, aber aus bessern Gründen verließ Willibald Beyßschlag im nächsten Jahre die Vaterstadt. Die Sehnsucht nach einem wirklichen Lebensberuf war gerade in der Sturmzeit von 1848 auf 1849 gewachsen, die „halbe und zerstückte Thätigkeit eines Privatstundengebers und Gelegenheitspredigers“ konnte dem Sechszwanzigjährigen nicht mehr genügen. Für den von ihm gewünschten Übergang aus der Frankfurter in die rheinpreußische Kandidatur schienen sich anfänglich wenig Ausichten zu eröffnen, doch gelang es dem jungen Theologen noch vor Ende des Jahres 1849 einen Ruf nach Andernach zu erhalten, in Koblenz das dazu erforderliche dritte theologische Examen mit „sehr gut“ zu bestehen und die bescheidne Andernacher Predigerstelle bald mit einem Vikariat in Koblenz selbst zu vertauschen. Mit der Schilderung seiner geistlichen Thätigkeit am Rhein beginnt der zweite Teil seines Lebens und seiner Lebenserinnerungen.

Ein arbeits-, ein segens-, ein eindruck- und genußreiches Leben — das Wort Genuß hier im höchsten geistigen Sinne genommen — ging dem Verfasser in den folgenden Jahren auf. „Daß mit dem Dahinsinken unsrer vaterländischen Hoffnungen (nach 1850) auch unsre Hoffnung auf eine gedeihliche Gestaltung der evangelischen Kirche zerrinnen werde, ahnten wir nur von fern. Noch hielten wir die in der preußischen Verfassungsurkunde gegebne Zusicherung einer Selbständigkeit der evangelischen Kirche für ernstlich, ehrlich. Aber schon machten uns die bekümmerten Äußerungen der besten kirchlichen Männer bang.“ Alle die dunkeln Wolken, die wieder heraufzogen, sollte der junge Pfarrer erst über sich lasten fühlen, als er sein Koblenzer Vikariat mit der Stellung eines Predigers bei der evangelischen Gemeinde zu Trier vertauschte,

einer Gemeinde, die zwölfhundert Seelen unter zwanzigtausend Katholiken umfaßte. In dieser ersten größern selbständigen Stellung fand Beyschlag eine große, vielseitige Wirksamkeit, begründete sich durch seine in diese Zeit fallende und in der Selbstbiographie so schlicht wie anmutig und gewinnend erzählte Verlobung und Heirat ein volles häusliches Glück, fand aber bald Ursache, diese ersten Predigerjahre als „Trierer Kriegsjahre“ anzusehen. Mehr und mehr war Beyschlag jetzt auch in eine litterarische Thätigkeit hineingekommen, und die Stellung, in der er sich mitten in einer der Hochburgen des „rheinischen“ Ultramontanismus befand, legte es ihm nahe, die Versuche zu bekämpfen, die damals wie später gemacht wurden, Deutschland wieder zu katholisiren. Eine der geistreichsten Schriften, die in diesem Sinne von Angehörigen der alten Kirche ausgingen, waren die „Neuen Gespräche über Staat und Kirche“ des Generals S. von Radowiz, der König Friedrich Wilhelm IV. nahe gestanden und die fast krankhafte Parteilichkeit des geistvollen Herrschers für die katholische Kirche — eine Parteilichkeit, die mit der unererschütterlichen evangelischen Gläubigkeit des Königs in so wunderlichem Widerspruch stand — bewußt und unbewußt gefördert hatte. Gegen das Bild, das der General von Radowiz von der nach 1850 in Deutschland eingetreten innern Zerrissenheit und ratlosen Verbitterung entwarf, ein Bild, „das an Lebenswahrheit seinesgleichen suchte,“ hatte der evangelische Theolog nichts einzuwenden. Um so herausfordernder und bedrohlicher erschienen ihm die zahlreichen Stellen der „Neuen Gespräche,“ in denen der Verfasser die Rückkehr der Protestanten in den Schoß der allein wahren Kirche voraussetzte und aus der Wendung des positiven Protestantismus zum orthodoxen Pietismus der Hengstenbergischen Schule folgerte, daß nur noch ein Schritt, der letzte, zu thun sei. „Aber es gab noch einen andern positiven Protestantismus, als dessen Jünger ich mich fühlte, der vieles und durchschlagendes zu sagen hatte, und so faßte ich mir ein Herz, mich mit diesem Standpunkt der neuern deutsch-evangelischen Theologie in jene Zwiesgespräche einzumischen.“ Die aus diesem Drang hervorgehenden „Evangelischen Beiträge zu den alten und neuen Gesprächen über Staat und Kirche“ brachten Beyschlag von nah und fern Zustimmung, erregten aber die leidenschaftlichste Erbitterung der Trierer Ultramontanen, denen das bloße Vorhandensein einer evangelischen Gemeinde und eines evangelischen Pfarrers in der alten Bischofsstadt ein Greuel war. Im vierten Monat seines jungen Hausstandes sah sich der Verfasser durch den katholischen Staatsanwalt vor dem Zuchtpolizeigericht wegen seiner „Beiträge“ angeklagt und einer angeblich boshaften Tendenz gegen die katholische Kirche und Schmähungen ihrer Lehren und Einrichtungen für schuldig befunden, auch zu einem Monat Gefängnisstrafe und den Kosten verurteilt, ein Urteil, über das selbst der General von Radowiz, gegen den Beyschlag doch geschrieben hatte, und der sich auch bei diesem Anlaß als ritterlicher, hochherziger Mann erwies, aufs äußerste entrüstet war.

Die ganze ungeheure Verkehrtheit, die in Preußen bestehende Parität dahin auszudeuten, daß die katholische Propaganda jahraus jahrein mit allen Mitteln ihrer Kirche, allem persönlichen Einfluß der Häupter ihrer Hierarchie den Protestantismus untergraben und vernichten dürfe, jede Abwehr aber und jede Aussprache protestantischen Bewußtseins als Angriff auf die Parität angesehen und strafrechtlich geahndet werden müsse, trat in diesem Prozesse zuerst zu Tage und hat sich seitdem hundertfältig wiederholt. Beytschlag wurde in der zweiten Instanz freigesprochen. Dennoch berührt es eigentümlich, nach einem Menschenalter von vergangenen Dingen zu vernehmen und sich dann zu erinnern, daß eben diese Dinge vollkommen gegenwärtige sind. War auch Beytschlag damals noch jung, sodaß er selbst sagt: „Wenn ich an jene scharfen Trierer Kämpfe zurückdenke, so preise ich das schöne Glück der Jugend, die auch schweres nicht allzuschwer nimmt; dazu das Glück der Arbeit, die auch dem Schweren ein gutes Gegengewicht bietet. Jene ganzen vier Monate hindurch, in denen das Schwert der Anklage und Verurteilung über meinem Haupte hing, war ich anderweit so stark in Anspruch genommen, daß mir die häßliche Prozeßsache die meiste Zeit ganz aus dem Gemüte entschwunden war,“ so drängte sich ihm doch mehr und mehr die Erkenntnis auf, daß es gelte, um das Bestehen der eignen Kirche wider Rom zu ringen und zugleich einem großen Kampfe innerhalb der eignen Kirche nicht länger auszuweichen. Damals wurde ihm zur Überzeugung, daß es ein Entweder-Oder gebe: „Entweder eines freien Rechts der evangelischen Kirche, sich auf ihren ewigen Grundlagen fortzuentwickeln, oder aber ihrer Verpflichtung zur Rückkehr in eine überlebte Vergangenheitsform, eine Rückkehr, die nur auf zwangsgesetzliche Weise durchzuführen war und neben der Herstellung des alten nur dem Erbfeind die Thore öffnenden Zwiespalts den Verzicht auf jede Verständigung mit Wissenschaft und Bildung des Jahrhunderts umschloß.“

Weil dem so war, weil Beytschlag mit dieser Erkenntnis aus den Sünlingsjahren in die Mannesjahre eintrat, können wir die letzten Erzählungen seines selbstbiographischen Buches, die Schilderungen der letzten Trierer Jahre, der Berufung als Hosprediger des Prinzregenten Friedrich von Baden nach Karlsruhe, des Scheidens aus Preußen, können auch die zum Teil tiefergreifenden Episoden dieser Lebensjahre, den frühen Verlust seines teuern Bruders, des Pfarrers Franz Beytschlag, die Gastpredigt in Bonn und manches verwandte nicht als den eigentlichen Abschluß dieses bedeutenden Lebensbildes ansehen. Nachdem Beytschlag den Weg gezeigt und erhellt hat, den er nach seines Herzens Glauben fortan zu gehen hatte, erwächst ihm daraus eine gewisse Verpflichtung, auch uns andre an diesem Wege teilnehmen zu lassen. Es werden gerade in dem zweiten Teile des Buches so viele große und schwere Fragen angeregt, es drängt sich unabweisbar der Wunsch auf, gerade über die Stellung eines Erprobten zu diesen Fragen ausführliches zu erfahren, über Eindrücke und

Wirkungen seiner akademischen Meisterjahre ihn selbst zu vernehmen, man fühlt so gewiß voraus, daß die innern Entwicklungen eines Mannes wie Beyschlag nicht auf die erste Lebenshälfte beschränkt geblieben sind, daß man lebhaft nach dem zweiten Teil dieser Erinnerungen und Bekenntnisse verlangen muß.

Der erste Teil schließt einigermaßen schrill ab, der Verfasser erzählt, daß er sich bei seiner Übersiedlung nach Baden das preußische Bürgerrecht gern erhalten und ein hierauf gerichtetes Gesuch samt den dazu gehörigen Papieren an das preußische Kultusministerium eingesandt habe. Nach anderthalb Jahren erhielt er auf sein Ersuchen seine Papiere mit einem Entschuldigungsschreiben des Oberpräsidenten von Kleist: Herr von Raumer habe ihn angewiesen gehabt, Beyschlags Papiere ohne einen Bescheid einfach liegen zu lassen, bis er sich darum melden würde. „Das war der Dank, den dieser Kultusminister für siebenjährige hingebende Arbeit an Kirche und Schule in Preußen übrig hatte: der Gedanke, jemals wieder nach Preußen zu kommen, sollte mir durch die ausgesuchteste Ungezogenheit ausgetrieben werden. Indessen war es, wie ich meinem Bruder geschrieben hatte: »Diese Herren regieren, so lange Gott sie regieren läßt.« Meine Geschicke ruhten in seiner Vaterhand.“



Kennst du das Land?



in guter Titel — sagte einst der alte Buchdrucker, der mein erstes Büchlein zu drucken hatte — ist die Hauptsache an einem Buche. Denn, so fügte er hinzu, ein Buch schreiben, das kann jeder, aber einen richtigen Titel dazu machen, kann lange nicht jeder.

„Kennst du das Land?“ ist jedenfalls ein sehr guter Titel. Er gilt einer Büchersammlung für Freunde Italiens, deren in bunter Folge erscheinende Hefte sich mit Volksleben, Litteratur, Kunst und allem, was uns Deutsche an den Italienern interessirt, beschäftigen sollen. Jährlich sollen „etwa zehn“ solcher Bändchen erscheinen. Vielleicht etwas viel! „Das heißt, würde mein Buchdrucker wieder sagen, drucken kann man sie schon, aber sie werden auch darnach.“ Doch wird das wohl auch etwas mit auf die Verfasser ankommen. Das lautet trivial oder gar einsfältig, ist es aber, wie wir sehen werden, nicht so ganz. Einstweilen erhalten wir eine reiche Liste von Mitarbeitern, geprüften und ungeprüften (hätte mein guter alter Konrektor gesagt, für den sich jede Bewährung irgend einer Art mit der Vorstellung von einem bestandnen Examen zu verbinden pflegte), darunter sind auch Dichter und Universitätsprofessoren. Das Ganze wird herausgegeben von Julius R. Haarhaus (Leipzig, Raumann) und kann, wenn es richtig angefaßt wird, recht nützlich und interessant werden. Die Italiener sind nicht nur zur Zeit unsre politischen Freunde, sondern sie sind uns auch seit der